22. September 1934 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 215

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(18. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Carla hatte die Nachricht gleichgültig aufgenommen; ein wenig erstaunt hatte sie Anna angesehen. „So — so. Ruth soll kommen, ich wußte gar nicht, daß ihr euch so angebiedert habt, während ich fort war. Aber wir Schwestern hatten uns in der letzten Zeit ja sowieso nichts zu erzählen." Nun war das Erstaunen bei Anna sie wußte, wie sehr sie unter dem Schweigen gelitten. „An mir hat es wirklich nicht gelegen, Carla." Da zuckte Carla die Achseln. „So — an dir hat's nicht gelegen. Dann wird es wohl an mir liegen." Ziemlich brüsk wandte sie sich ab.

Auch Christof war erstaunt. „Ruth kommt. Wie nett für dich, Kleine. Schade — ich werde mich kaum um sie kümmern können."

Noch vereinsamter kam sich Anna nun vor.

Die Ernte ging weiter. Die Hitze blieb. Es wurde gewaltig gearbeitet. „Wir müssen das Wetter nutzen," sagte Wrangel. Und er nutzte es; er verstand die Leute am Werk anzuhalten; er gab selbst das beste Beispiel. Fabelhaft tüchtig war er. Großvater sagte es täglich, und Vater wiederholte es. Und Carla mußte zugeben: es war wahr.

Die Riesenflächen wurden leer. Wo gestern noch das Korn gewogt hatte, standen heute die Hocken, und wenig Tage später lag die Stoppel kahl da.

Mitten in der schärfsten Arbeit brach in Adolfsruh der alte Lembke zusammen. Er konnte nicht mehr, die Hitze hatte ihm zu sehr zugesetzt. Von morgens bis abends auf den Feldern sein, zwischendurch noch nach den Ställen sehen und die notwendigsten Unterlagen für die Schreibarbeit auf dem Rentamt zusammenstellen, das war zu viel für ihn gewesen. Er hatte versucht, durchzuhalten, hatte die Zähne zusammengebissen, aber schließlich war seine Kraft zu Ende. Er war fertig und lag fest im Bett. — Das war ein unangenehmer Ausfall.

Wrangel berichtete es abends dem alten Grafen. Christof, der heute etwas vor Wrangel heimgekommen, und der Vater standen dabei.

„Sehr peinlich," sagte der Großvater, „gerade für Adolfsruh, wo wir sowieso noch etwas zurück sind. Wen wollen Sie hinschicken?"

„Ich dachte an Merzholz, nur kann ich ihn auf Falkenvorwerk schwer entbehren. Schließlich ginge es wohl auch mit Werkmann, obgleich er mir noch ein bißchen zu jung ist und mit den Maschinen schlecht Bescheid weiß."

Christof hörte ruhig zu. Gedanken gingen durch seinen Kopf. Er fühlte in der Tasche den Brief, den ihm Anna wieder zugesteckt hatte. Wie ihn diese Kontrolle der Schwester schon quälte. Und wenn nun Ruth kam, würde auch sie nichts von den Briefen sehen? Würde sie nicht jeden Morgen gemeinsam mit Anna zum Frühstück herunterkommen? Sollte er Anna noch besonders bitten: zeig auch Ruth die Briefe nicht.

„Darf ich einen Vorschlag machen, Großvater," sagte er. „Wenn Baron Wrangel es mir zutraut, würde ich gern Lembkes Vertretung übernehmen. Das Feld von Adolfsruh kenne ich genau; ich war in den letzten Tagen oft genug dort. In die Dispositionen, in Hof und Rechnung müßte ich allerdings erst eingeführt werden. Aber das wäre bei Werkmann oder Merzholz ja auch notwendig. Und schließlich: der alte Lembke liegt doch nur zu Bett, ich kann ihn stets fragen."

Der alte Graf Falkenberg sah zu Wrangel hinüber. „Was meinen Sie?"

„Ich hielte es für die beste Lösung."

„Also gut, mein Junge. Ich bin einverstanden und danke dir. Wann willst du nach Adolfsruh übersiedeln?"

„Am besten wohl noch heute abend, Großvater."

„Recht so, mein Junge."

„Dann bringe ich Sie nach drüben, Falkenberg. Es gibt noch mancherlei zu besprechen, auch an Ort und Stelle."

Eine halbe Stunde später rollte der Wagen mit Wrangel und Christof durch den Abend, ratterte am Gutshof vorbei und dann durch das Dorf Golmitz. Da rief Christof dem Kutscher zu, daß er halten möchte. Im Krug war auch die Poststelle. „Ich möchte mir meine Briefe gleich nach Adolfsruh umbestellen," sagte Christof.

Diese Briefe von Claire. Abends fand Christof sie jetzt immer vor, wenn er vom letzten Rundgang über den Hof zurückkam. Ein ziemlich großer Kasten war das Adolfsruher Haus. Viel mehr Zimmer hatte es, als der alte Lembke mit seiner Frau gebrauchte. Noch vor hundert Jahren war Adolfsruh selbständiger Besitz gewesen. Zietens hatten hier seit Fritzischer Zeit gesessen, von denen hatte es der Urgroßvater gekauft, es gehörte nicht zum Majorat und war, bevor die Grafen Falkenberg sich das Haus in der Josephinenstraße bauten, für die junge Generation bestimmt gewesen. Nun stand der breite Bau mit dem Doppeldach schon seit fast fünfzig Jahren halb leer. Die Inspektoren hatten stets nur wenige Räume gebraucht, hatten den ziemlich großen Garten verwildern und verwuchern lassen. Ein paar Zimmer für Jagdgäste waren notdürftig hergerichtet.

Frau Lembke hatte Christof natürlich gebeten, bei ihr zu essen. Sie mußte ihn ja bekochen und versorgen.

Aber Christof hatte gedankt. Drüben roch es immer ein bißchen nach schlechtem Pfeifentabak und nassen Hunden. Da blieb er lieber in seiner Gaststube, wenn sie auch kahl und bilderlos war — ungemütlich.

So gar nicht paßten Claires Briefe in diese Umgebung. Eng beschrieben waren Tag für Tag die dünnen Bogen, und die Worte waren weich und warm, waren heiß, wie die Luft draußen. Was stand in ihnen? Eigentlich nichts. Oder doch immer nur dasselbe in tausend Variationen: Ich habe Sehnsucht nach dir, ich liebe dich. Aber diese beiden Sätze waren verbunden mit Wünschen, mit Erinnerungen, mit Versprechungen. Ein Meer von Worten war jeder Brief. Christof hörte es rauschen, wenn er las und wieder las, wenn er dann todmüde auf seinem Bett lag und doch nicht schlafen konnte.

Er liebte diese Briefe abends, wenn er nur die Liebe aus ihnen herausfühlte, wenn er den Duft spürte, der aus den Bogen stieg, wenn er die Augen schloß und Claire vor sich sah: weich und warm wie die Sommernacht, die vor offenen Fenstern in den hohen, breiten Kastanien hing, in denen die Vögel im Schlaf sangen und die Zikaden geigten.

Er haßte diese Briefe morgens, wenn nur noch die Bitten in seinem Gedächtnis hafteten: „Komm doch zurück nach Berlin." Und die Vorwürfe: „Warum läßt du mich allein? Habe ich das um dich verdient?" Sie quälten ihn, raubten ihm die Freude am Schaffen, verfolgten ihn von einem Feld zum andern, ließen ihn nicht los.

Und dabei war er doch mit ganzer Seele am Werk, sah mit Selbstverachtung auf die untätige Zeit zurück, die er in Berlin verbummelt hatte. Er war stolz, wenn Wrangel kam und seine Anordnungen lobte, sagte, daß es unter ihm besser vorwärts ginge als unter Lembke. Ein Sehnen war in ihm, immer solch ein Feld der Tätigkeit zu haben, immer so schaffen zu können. Er fühlte, wie er in den Nachmittagsstunden langsam frei wurde — frei von den Briefen.

Aber abends, wenn er in sein Zimmer trat, ging doch sein erster Blick auf den Tisch, ob der lila Umschlag dort lag. Und wenn er fehlte, war er tief enttäuscht. Dann hetzte er mit Bleistift die Zeilen über das Papier: „Warum schriebst Du mir gestern nicht? . . . Du weißt doch, daß Deine Briefe meine einzige Freude hier in all der Arbeit sind." Und er wußte selbst nicht, daß er log.

*

Die Hauptarbeit in der Körnerernte war getan, als Ruth kam.

Der Juli neigte sich schon zu Ende.

Im Selbstfahrer mit den Juckern holte Anna die Freundin vom Doßlauer Bahnhof ab; sie hatte die Zügel fest in der Hand, wenn sie auch nicht Großvaters Tempo aus den Gäulen herausholte. Blaß kam ihr Ruth vor, aber das war wohl nur, weil sie in Golmitz alle braun gebrannt waren wie die Mulatten.

Am Abend stand dann die Tür zwischen ihren beiden Zimmern auf, wie Anna es sich ersehnt hatte. Aber zum richtigen, frohen Sprechen, zum Schwatzen kam es nicht. Ein klein wenig enttäuscht war Anna. Ruth fühlte das wohl. „Ich bin müde, Kleines. Die heiße Fahrt und all das Neue. Du begreifst es wohl." Aber sie trat doch noch einmal in die Tür, schon im langen, weißen Nachthemd, das ihr bis auf die Knöchel fiel. An den Türrahmen lehnte sie sich und verschränkte die Hände auf dem Rücken. Stand eine ganze Weile stumm, ehe sie fragte: „Wo ist eigentlich Christof?"

„In Adolfsruh, Ruth. Er vertritt dort den Inspektor. Wir fahren morgen herüber, dann kannst du ihm guten Tag sagen."

„O — so eilt das ja nicht. Ich meinte nur . . . weil er doch in euerm Kreise fehlte." Sie hob die Hand und strich sich das dunkle Haar aus der Stirn. „Gute Nacht, Aenne. Und hab Dank, daß du an mich gedacht hast."

Sie kamen am nächsten Tag wirklich noch nicht nach Adolfsruh, denn Vater Falkenberg belegte Ruth mit Beschlag. Durch die Golmitzer Ställe und über den Hof führte er sie am Vormittag, und nachmittags bat Großvater den neuen Gast, mit ihm über die Felder zu fahren.

Aber am zweiten Tag ging's herüber. Sie hielten vor dem alten Haus und stiegen ab. Christof war natürlich nicht da, aber Anna huschte zum alten Lembke herein, der schon wieder halbgesundet im Sorgensitz saß; er wußte Bescheid: auf Schlag fünfundzwanzig am Lehmwerder wurde der letzte Roggen geschlagen, da würde der junge Herr Graf wohl sein.

So pendelten sie erst durch den Garten, durch all die Wildnis. „Weißt du, wie bei Kähls hinten ist es hier." — „Nein, viel, viel schöner, Anna. Keine Fabrikmauer, kein Stadtlärm. Und so viel Vögel. Sieh doch nur einmal hoch, wie das in allen Zweigen hüpft. Da, der kleine Kerl, dort auf der Buche . . ." Sie zog Anna an sich und zeigte mit ausgestrecktem Arm ins Grüne. „Da sieh doch nur, jetzt ist er dort . . . was ist das nur?" — „Ein Finkenweibchen." — „Ein Finkenweibchen. Daß man das nicht weiß; ein Finkenweibchen, so etwas Einfaches, Selbstverständliches. Ach, wir Städter sind doch arme, dumme Menschen." Und dann stand sie an einem halbverwilderten Rosenstrauch, der über und über mit Blüten bedeckt war. „Wie schön — wie schön! Sind sie nicht tausendmal herrlicher, wenn sie so wild wachsen, wenn die Schere des Gärtners sie nicht immer wieder beschneidet. Wie töricht ist es, da von „Veredeln" zu sprechen. Darf man hier stehlen, Anna?" — „So viel du willst." Da brach sie sich einen Zweig ab und steckte ihn in den spitzen Ausschnitt ihres Kleides.

Dann saßen sie wieder auf und fuhren zum Lehmwerder. Aber schon auf halbem Wege sahen sie Christof; er ritt seitwärts von ihnen übers Feld. Anna parierte durch und rief ihn an. Da hatte er sie auch bereits bemerkt, wendete den Gaul und galoppierte auf den Wagen zu.

Schon von weitem schwenkte er den jagdgrünen Filz. Ihm war plötzlich leicht und froh zumute. Das Bild freute ihn der hochrädrige Sandschneider mit dem schnittigen Ostpreußen davor, der scharf am Zügel stand; die beiden Mädels in den hellen luftigen Sommerkleidern, hutlos und frisch, ein blonder Kopf und ein dunkler. Ihm war, als ob der leichte Wind eine herzliche, gesunde Welle vom Wagen zu ihm herüberwehe.

Alles Gewesene fiel ab.

„Willkommen," rief er, und wieder: „Willkommen". Dicht an den Wagen drängte er mit festem Schenkeldruck das Pferd. Reichte Ruth die Hand und drückte ihre Rechte kräftig und kameradschaftlich. „Also bist du wirklich da, Ruth, das freut mich. Warte noch ein paar Tage, und ich bin die Hauptarbeit in Adolfsruh los. Dann zieh ich wieder nach Golmitz und führe dich in die Geheimnisse der Landwirtschaft ein." Und plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Wartet einen Augenblick," rief er und galoppierte wieder davon. Weizenstiegen standen in der Nähe, tief bückte er sich vom Sattel und zog sich eine Handvoll Aehren aus. Anna wußte sofort, was er wollte. Sie lächelte.

Schon war Christof wieder neben dem Wagen,

schlang die Aehren um Ruths Arm und sagte den Schnitterspruch:

„Wir haben vernommen,
Daß das Fräulein wollt kommen;
Wir werden es binden
Mit lieblichen Sachen,
Können Komplimente nicht machen,
Und ist unser Spruch auch schlecht,
Ist unser Wünschen doch recht.
Das Fräulein möge geben groß oder klein,
Wir wollen damit zufrieden sein."

Lachend hielt er ihr seinen Hut hin. „Erntezeit, Ruth — und du bist zum erstenmal auf dem Feld."

Ruth machte ein verdutztes Gesicht; ein wenig rot wurde sie. Wie kaufte sie sich jetzt frei? Sie hatte doch nichts bei sich. Und immer noch hielt Christof beharrlich seinen Hut zu ihr hin. Da nahm sie die Rosen, die sie sich im Adolfsruher Garten gepflückt und warf sie ihm zu.

(Fortsetzung folgt)

Sturm auf Jekaterinodár

Eugen Ehlert N. D. E.

Demnächst erscheint im „Kulturpolitischen Verlag—Leipzig" ein Doppelband „Russische Novellen", von denen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers folgende bringen:

Frühzeitig war eine harte, frostklingende Winternacht über Rostow hereingebrochen. Der Schnee knirschte unter den Füßen und hatte gläsernen Klang, die kalte Winterluft stach wie spitzige Nadeln in den Lungen.

Vor dem alten Stadthause stapfte ein riesenhafter, in weißen Lammpelz vermummter Posten auf und ab. Sein Gang hatte etwas Bärenhaftes an sich, war schwer und wuchtig. Tief in die Stirn ragte die dicke Lammfellmütze, und der hochgeschlagene Kragen ließ nur einen kleinen Teil eines rauhbärtigen Gesichts erkennen.

Stiller wurde es allmählich in den Straßen der Stadt, nur aus den zahlreichen Kneipen drangen ab und zu verworrene Geräusche, Klingen von Gläsern und polternde, kräftige Männerstimmen. Schon seit einigen Monaten stand nämlich Rostow im Zeichen der antibolschewistischen Bewegung, denn etwa 4000 kampfbegeisterte Freiwillige hatten sich hier zu einer Armee vereinigt, die mit der Pokrowski-Truppe zusammen dem Vordringen der roten Welle einen Damm entgegensetzen sollte.

Längst schon hatte die Turmuhr Mitternacht geschlagen. Hier und da löschten die Lichter in den Häusern der Stadt. Nur zwei Scheinwerfer ließen ihr grelles Licht in riesigen Strahlenbündeln über die Dächer der Stadt huschen und gemahnten die friedlich schlummernden Einwohner an die Nähe kampfdurchzitterter Tage.

In dem dunkelgetäfelten Saal des Stadthauses brannte immer noch hell das Licht des großen Kronleuchters. Ab und zu sah man an einem der Fenster, deren Front nach dem Marktplatz gerichtet war, einen Schatten auftauchen, dem ein zweiter zu folgen schien.

Kornilow und Denikin hielten hier große Besprechungen ab. Eine Gruppe älterer und jüngerer Offiziere standen an dem langen Sitzungstisch über eine Landkarte gebeugt, die sie eifrig zu studieren schienen. Das Gemurmel der Stimmen brach plötzlich ab, als Kornilow sich zu räuspern begann und anhub zu sprechen:

„Meine Herren, Sie sehen also ein, daß unser weiteres Verbleiben in Rostow unmöglich ist. Die Bolschewisten ziehen ihre ganzen Truppen um Rostow zusammen. Die Kosaken weigern sich, die Stadt zu verteidigen. Dazu kommt noch, daß die Arbeiterschaft unruhig zu werden beginnt. Erst gestern abend sind zwei unserer Offiziere erschossen aufgefunden worden."

„Wie ist das möglich? Herr General, sieht es schon so aus?" wurden Stimmen aus dem Offizierskreise laut.

„Ja, meine Herren," antwortet Kornilow, „die Arbeiterschaft wird immer unverläßlicher. Es bleibt uns weiter nichts übrig, als abzurücken und uns nach Jekaterinodár durchzuschlagen."

„Wie, jetzt im Winter, Exzellenz?" ließ sich Iwan Iwanowitschs Stimme vernehmen.

„Das wird nicht möglich sein. Bedenken Sie, Herr General, wir haben viele Verwundete, dazu Frauen und Kinder."

„Oberst Iwanowitsch, wir müssen — und es wird gehen!" kam es kurz und bestimmt von Kornilow zurück.

„Denikin, was sagen Sie dazu?"

Denikin las eifrig die Karte, hob hin und wieder seinen grauen Kopf, um kringelnde Rauchringe nach dem Kronleuchter zu blasen.

„Ja, es wird hart werden. Ich bin gegen den Aufbruch in der jetzigen kalten Jahreszeit. Wir haben Februar. Der Marsch geht über schneebedecktes, unwirtliches Gelände, mehrere Flüsse sind zu überqueren. Wagen stehen uns nur in geringer Anzahl zur Verfügung. Und was soll erst werden, wenn dann im März die Schneeschmelze einsetzt!"

Denikin schwieg nun, fragend schaute er sich im Kreise um. Die Offiziere nickten ihm teilweise zu — einzelne waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, dachten vielleicht schon weiter, sahen im Geiste das vom Unglück verfolgte, zusammengebrochene Unternehmen.

Wolodja Karanowitsch, einer der jüngsten Hauptleute, hatte bisher schweigend zugehört. Nun aber sprang er auf. Klar und scharf klang sein Stimme:

„Kameraden, Exzellenz Kornilow hat recht. Wir können nicht hierbleiben. Lassen wir alle Erwägungen sentimentaler Art beiseite. Komme, wie es auch kommen mag. Wir werden den Marsch wagen. Ich bin gewiß, daß wir, wenn auch unter großen Strapazen, Jekaterinodár erreichen werden. Dann haben wir eine Front mit dem General Drosdowskij. Exzellenz haben das Wort, bitte."

Kornilow erhob sich schwerfällig aus seinem Sessel. Man sah es ihm an, daß er einen schweren Kampf mit sich kämpfte. Doch nun ist er der Sieger geblieben.

„Meine Herren, Herr General! Ich gebe morgen früh die Befehle zum Aufbruch. Bitte überwachen Sie die Vorbereitungen. Nichts überstürzen! Für die Kranken, Verwundeten und Frauen requirieren Sie genügend Wagen. Im übrigen morgen alles Nähere. Ich gedenke am 23. Februar aufzubrechen. Und nun gute Nacht, meine Herren, Gute Nacht, Denikin!"

Die Offiziere schlugen die Hacken zusammen, verbeugten sich. Hinter ihnen schlossen sich geräuschlos die großen Türen des Sitzungssaales. Nur Denikin war geblieben. Aufgeregt schritt er im Saal auf und ab.

„Ich glaube kaum, daß dein Vorschlag der beste Ausweg ist," wandte er sich an Kornilow. Doch dieser entgegnete ihm in ruhigem Tone:

„Du darfst nicht so schwarz sehen, Denikin. Gehen wir jetzt schlafen. Ueberlege es dir noch einmal — und morgen wirst du mir gewiß Recht zollen."

„Nein, Kornilow, der Weg führt ins Verderben!" war Denikins schroffe Erwiderung.

Am 23. Februar herrschte in der großen Stadt Rostow reges Leben und Treiben, sollte doch um die Mittagsstunde der Ausmarsch der gesamten Freiwilligenarmee erfolgen. Wochenlang hatte man Vorbereitungen getroffen. Ganze Berge von Lebensmitteln waren in die Wagen verstaut worden, nachdem man zuvor den Wagenpark einer gründlichen Reparatur unterzogen hatte. Für die Verwundeten und Kranken hatte man in aller Eile ein paar Lazarettwagen, mit Planen überzogen, eingerichtet. Die ganze Armee war voller Begeisterung.

Nachdem auf dem Marktplatz noch eine Messe gelesen worden war, setzte sich zur Mittagszeit der riesige Zug in Bewegung. Voran ritten Kavallerieabteilungen, dann folgten die Schützen. Diesen schlossen sich die Wagenkolonnen an, die zu beiden Seiten von Schützenabteilungen gesichert wurden. Mehrere Kavallerieabteilungen beschlossen den endlosen Zug. Auf allen Gesichtern spiegelte sich wahrer Heldenmut wider, jeder war bereit, alle kommende Unbill zu tragen, für sein geliebtes Mütterlein Rußland alles zu opfern.

Die Stabsoffiziere ritten zu beiden Seiten eines kleinen Jagdwagen, in dem Kornilow und Denikin saßen. Man verstand wohl wenig von den Worten, welche die beiden sprachen, doch ab und zu gelang es dem Obersten Iwanowitsch, einige Worte des Gesprächs aufzufangen. Es drehte sich noch immer um den Marsch. Denikin hatte eben laut und vernehmlich Kornilow widersprochen:

„Du wirst sehen, daß unser Marsch ein vollkommenes Fiasko bedeuten wird!"

Kornilow schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete nichts.

Viele Tage war man schon unterwegs. In einem kleinen Städtchen mit einer zahlreichen Judenschaft hatte man Halt gemacht. Die Offiziere versuchten in der Stadt alle nur möglichen

Wohnungen, Scheunen und sonstigen Baulichkeiten mit Militär zu belegen. Es fiel ihnen schwer, die nun über alle Erwartungen sehr groß gewordene Armee unterzubringen.

Von allen Seiten strömten immer noch Freiwillige zu, so daß die Armee nun schon 9000 Mann betrug. Man hatte auf solchen Zuzug nicht gerechnet.

Zum erstenmal erhoben sich große Bedenken. Die Lebensmittelmengen waren für solch eine Armee doch zu klein. Kornilow selbst sah ein, daß er doch einen wichtigen Punkt, nämlich den des Zuströmens neuer Freiwilliger, außer acht gelassen hatte. Er ordnete deshalb an, schnell neue Lebensmitteleinkäufe vorzunehmen. Es war aber wenig in dem kleinen Städtchen aufzutreiben. Nur mit vorgehaltenem Revolver waren die Juden zu zwingen gewesen, ihre Lager aufzulassen.

Oberst Iwanowitsch war volle drei Tage auf der Suche nach Lebensmitteln. Seine junge Frau hatte er mit dem Kinde bei einem Lehrer einquartiert. Der Lehrer, schon angehaucht von dem Gift des roten Seligmachertums, hatte sich anfangs geweigert, die Frau aufzunehmen, da ihm nur zwei Zimmer zur Verfügung ständen. Iwanowitsch war sofort aufgeregt, wollte den Mann schon mit dem Revolver in der Hand auffordern, doch da hatte schließlich das gute Herz der Lehrersfrau gesiegt und ihren Mann bestimmt, Olga Iwanowitscha mit der kleinen Marja aufzunehmen.

„Ja, wenn ich nur nicht noch die Sorge um die Frau hätte," dachte Iwanowitsch.

Olga war ein kleines niedliches Frauchen mit einer zierlichen Figur und einem pechschwarzen Augenpaar. Bis noch vor wenigen Tagen hatte sie die kleine Meierei ihres Mannes verwaltet. Als aber dann die Roten kamen, war sie mit der kleinen Marja, in Bauenkleidern verkleidet, nach Rostow geflohen. Die rote Horde hatte ihr das Haus überm Kopf angezündet. Von ihrem ganzen Hab und Gut hatte sie nur den Schmuck retten können, der immerhin noch einige tausend Rubel Wert hatte. Olga fühlte sich bei den Lehrersleuten bald wie zu Hause. Ja, selbst das Eis um das harte Herz des Lehrers fing an zu schmelzen unter ihren warmen Blicken und herzigem Geplauder, und man war traurig, als am vierten Tage der Aufbruch erfolgte.

Tagelang ging es vorwärts. Eisig fegte der Märzsturm über das weite, offene Gelände. Er brachte kalten, nassen Schnee, der den Soldaten die Augen verklebte, sich auf die Mäntel setzte und sie schwer und wassertriefend machte. Die Armee mußte eisige Flüsse übersetzen. Die Pioniere arbeiteten wie verzweifelt bei solchem Hundewetter. Ein jeder griff an, schleppte Balken, zog Ketten und machte sich irgendwie nützlich.

Heroischer Heldenmut und eine irrsinnige Opferwilligkeit waren die treibenden Kräfte.

Und es wurde immer schlimmer von Tag zu Tag. Die Schneefelder fingen an aufzutauen. Man versank bis an die Knie in dem Schlamm. Die Wagen drohten stecken zu bleiben. Bis an die Achsen steckten sie in zähem Schneedreck der Landstraßen. Die Verwundeten und Kranken krochen, soweit sie es konnten, zähneklappernd und hohläugig aus den Wagen, um mit ihren schwachen Kräften nachzuhelfen. Iwanowitsch und seinem Freunde Sowaljew war die Versorgung der Armee mit Lebensmitteln unterstellt. Dauernd waren die jungen Offiziere für sie auf die Suche nach Eßwaren. Und wo irgendein Kaufmann behauptete, er hätte nichts, da erschienen Iwanowitsch und Sowaljew und unterzogen ihn einem Verhör. Sie redeten ihm ins Gewissen, und der Erfolg war der, daß irgendwo doch noch ein paar Säcke gefunden wurden, die man requirierte.

Es wäre alles gut gewesen, wenn die kleine Armee nur nicht dauernd von den Roten belästigt worden wäre. Wohl waren ihm diese an Kampfeslust und Disziplin unterlegen, aber immerhin stellten sie eine dauernde Behinderung dar. Es verging fast nicht ein Tag, an welchem es nicht einige Verwundete und auch Tote gab.

Erst gestern in der Abendstunde war Kapitän Karanowitsch, einer der besten Offiziere des Generalstabes, durch einen Kopfschuß getötet worden. Man hatte ihn mit allen Ehren heute in frühester Morgenstunde vor dem Aufbruch am Waldrande begraben.

Kornilow schien bald sein unsinniges Beginnen eingesehen zu haben. Er ging an jedem Abend mit gesenktem Kopf durchs Lager, besuchte die Kranken und Verwundeten und sprach ihnen Trost zu. Die Soldaten hatten Lagerfeuer angezündet und wärmten sich daran. Wer nicht irgendwo in den Hütten und Scheunen unterkommen konnte, der lag draußen auf Stroh am Feuer.

Die Soldaten liebten Kornilow und nickten ihm freundlich zu, wenn er mit Denikin im Lager erschien. Er war in den letzten Wochen alt und grau geworden. Kummer und Sorge hatten sein Haar gebleicht. Das Militär, gleichviel ob Offiziere oder Mannschaft, sie alle fühlten es: das ist ein Mann von unserem Blute, er leidet so wie wir um unser Vaterland. Sein Kummer ist aufrichtig, seine Liebe zu Mütterlein Rußland rein und hehr. — Und das weckte in ihnen wieder die Begeisterung, ließ sie die furchtbaren Anstrengungen, Strapazen und Entbehrungen der letzten Wochen vergessen, entzündete aufs neue in heller Flamme die Liebe zum blutenden Vaterlande. Sie sind gewiß, die Opfer werden nicht umsonst sein. Die Kameraden, die man auf dem Marsche in die Heimaterde senken mußte, sind für die Freiheit Rußlands vom roten Joch geblieben.

„Wir werden Jekaterinodár stürmen," denken sie. „Dann haben wir die Verbindung mit Drosdowski, mit Skoropadskij und Krasnow."

Mitlerweile war die kleine Freiwilligenarmee bis in die Umgegend Jekaterinodárs vorgedrungen. Man näherte sich ihr sehr vorsichtig. Die Nächte wurden jetzt zum Marschieren benutzt und die Tage zum Ausruhen. Frischer Kampfesmut erfüllte die bis aufs äußerste erschöpften Truppen. Doch der sank gar bald, als man sehr betrübende Nachrichten vernahm. Die Spitze stieß in den Dörfern vor Jekaterinodár auf versprengte Truppenkörper der Pokrowski-Armee, die von den Bolschewisten durch tagelange Kämpfe völlig aufgerieben war. Diese freuten sich, endlich auf die befreundete Armee Kornilows zu stoßen. Allerdings raubten sie durch ihre Erzählungen von den Greueltaten der Roten den Truppen Kornilows die Kampfbegeisterung und trugen dazu bei, daß sich in kurzer Zeit eine gewisse Müdigkeit und Kampfunlust bemerkbar machte.

Doch Kornilow kannte seine Truppen und ihr Vertrauen zu ihm. Unermüdlich sprach er in den Ruhestunden zu ihnen, um sie zur letzten völligen Anstrengung aller Kräfte anzufeuern, sie für den Sturm auf Jekaterinodár zu begeistern.

Doch Denikin sah dieses letzte Vorhaben Kornilows als vollkommenen Wahnsinn an. Auch die Truppen zeigten wenig Lust dazu.

Anfang April ließ das Tauwetter nach. Die Straßen fingen an zu trocknen, die Wege wurden wieder passierbar. Mit dem eintretenden Frühlingswetter kehrte auch etwas von der alten Kampflust in die müden Truppen Kornilows zurück. Man stand vor Jekaterinodár.

Die Spitzen hatten dauernd mit den Roten kleine Geplänkel, die auf beiden Seiten ihre Opfer forderten, Man bezog in den Dörfern um Jekaterinodár feste Quartiere, brachte die wenigen Geschütze in Stellung und bereitete sich langsam zum Sturm auf die Stadt vor.

Bei den Requisitionen in den umliegenden Dörfern waren Truppen in einer Brennerei 140 Faß Spiritus in die Hände gefallen. Welch große Freude! Kornilow gab Befehl, den Brandwein unter die einzelnen Truppenteile gleichmäßig aufzuteilen. Um die Truppen noch einmal zum Sturm recht zu begeistern, wurden sie von jedem Dienst befreit. Aus den Scheunen und Bauernhütten klang am Abend vor dem Sturm lustiges Singen und fröhliches Balalaikaspiel. Man tanzte und trank bis in die Nacht hinein und suchte sich im Trunk über die graue, öde Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Nur, wenn hier und da einzelne Gewehrschüsse, ferner dumpfer Geschützdonner oder peitschendes Maschinengewehrfeuer zu hören war, so schwieg wohl der Lärm einige Sekunden lang, um dann mit erneuerter Kraft wieder hervorzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Fröhliche Ecke

Die Bedrohung

Grützbeck will eine Anzeige erstatten gegen Bockler — wegen gefährlicher Bedrohung. Nun soll er nähere Angaben machen.

„Ja, also die Sache war so. Bockler saß mit Schimmelhorst zusammen in einer Kneipe, die wohl ihr Stammlokal ist. Ahnungslos komme ich da hinein und setze mich an den ersten besten Tisch. Dann sehe ich erst, daß nebenan Schimmelhorst sitzt. Hätte ich ihn vorher gesehn, da wäre ich gleich wieder 'rausgegangen. Aber jetzt hätte das nach Feigheit ausgesehn, nicht wahr? Schimmelhorst hat nämlich was gegen mich; wir haben mal geschäftlich zu tun gehabt. Richtig — Schimmelhorst fängt an zu krakeelen. Und er redet sich in die Wut hinein, und schließlich sagt er: „Ich möchte Sie eigentlich verdreschen, daß Sie kein Glied mehr rühren können, aber ich will mir nicht die Hände an Ihnen beschmutzen."

„So, das hat Schimmelhorst gesagt. Ja, warum wollen Sie denn Anzeige gegen Bockler erstatten? Hat er denn auch was gesagt?"

„Nee, gesagt hat er kein Wort. Aber ein Paar Handschuhe hat er aus der Tasche geholt und stillschweigend vor Schimmelhorst hingelegt."

*

Frau Plaschke kam zu ihrer Schneiderin gerauscht.

„Sie haben mir da wirklich ein Kleid gemacht — also, ich bin ganz weg! Einfach wundervoll! Sie haben sich da selbst übertroffen. Ein Sitz, ein Schick, ein Schnitt! Ich bin hochbegeistert! Und hier gebe ich Ihnen eine Liste meiner besten Freundinnen mit genauer Adresse."

„Vielen Dank, gnädige Frau! Ich werde allen Damen eine gedruckte Aufforderung schicken und mich auf Sie be — —"

„Um Himmels willen, nein! Wenn Sie für eine von denen arbeiten, verlieren Sie mich als Kundin."